Zeitschrift: Der Armenpfleger : Monatsschrift für Armenpflege und Jugendfürsorge enthaltend die Entscheide aus dem Gebiete des Fürsorge- und Sozialversicherungswesens

Herausgeber: Schweizerische Armenpfleger-Konferenz

Band: 62 (1965)

Heft: 7

Artikel: Dienst am Nächsten

Autor: Schär, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-836498

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Dienst am Nächsten

Von Prof. Dr. Hans Schär, Bern

Vortrag gehalten an der Schweizerischen Armenpflegerkonferenz vom 3. Juni 1965 in Engelberg

Es wurde mir die Aufgabe gestellt, zu sprechen über den Dienst am Nächsten im Hinblick auf den gegenwärtigen beängstigenden Mangel an Personal in allen Spitälern, Heimen und Anstalten, die sich mit der Pflege und Versorgung von hilfsbedürftigen Menschen beschäftigen.

Dienst am Nächsten! Es gibt keine Kulturreligion, die nicht in irgendeiner Form Dienst am Nächsten verlangt und fördert. Ja sogar schon die primitiven Religionen tun allerlei für Menschen, denen es schlecht geht. Bei den allerprimitivsten Religionen ist sehr oft der Priester gleichzeitig auch der Medizinmann, das heißt er sorgt für die Kranken und sucht sie zu heilen mit den Mitteln, die nach ihren Vorstellungen dafür geeignet sind. Der Zauberer treibt unter anderem böse Geister aus. Das kann eine Hilfe an Mitmenschen sein, indem nämlich die, die wir als Hysterische, Neurotiker und Psychopathen betrachten, erst recht die eigentlich Geisteskranken bei den Primitiven als von bösen Geistern besessen gelten. Die Hilfe an Arme und Gebrechliche ist Pflicht der Sippe, aber diese ist, um mit unseren Begriffen zu sprechen, gleichzeitig religiöse und politische Gemeinschaft. Bei den Kulturreligionen, die schon kompliziertere soziale und soziologische Verhältnisse haben, finden sich ebenfalls in mannigfachen Formen Dienst am Nächsten und die sittliche Forderung an den Menschen, solchen Dienst zu üben. Einmal sind aus an sich verständlichen Gründen alle Kulturreligionen zur sogenannten goldenen Regel der Sittlichkeit gekommen, die wir in unserem deutschen Sprichwort in negativer Form haben: «Was du nicht willst, das man dir tu', das füg' auch keinem andern zu.» Immanuel Kant hat es philosophisch ausgedrückt: Handle jederzeit so, daß du die Maxime deines Handelns zur Maxime des allgemeinen Verhaltens erheben könntest. Etwas einfacher ausgedrückt: Handle so, wie du willst, daß auch die andern handeln sollen. Darin ist selbstverständlich die Hilfsbereitschaft eingeschlossen, denn wenn ich in einer Notlage um Hilfe rufe und diese von andern erwarte, dann muß ich nach der goldenen Regel auch andern in ihrer Not helfen. Diese sogenannte goldene Regel findet sich im Alten Testament, bei Konfuzius in China, in der altägyptischen Religion, in der antiken Philosophie.

Aber wir sehen noch mehr: Die alten Griechen nahmen sich der Kranken an, und es gab Tempel, vor allem des Heilgottes Asklepios, in denen Kranke geheilt wurden, und die eigentliche Heilanstalten darstellten. In der Religion Zarathustras, die heute noch bei einer relativ kleinen Zahl von Menschen in Indien zu finden ist, gibt es aus religiösen Motiven sogar Tierspitäler. Der Islam hat unter den wichtigsten Pflichten eine sogenannte Armensteuer, und der Buddhismus verkündet die Notwendigkeit des unbedingten Erbarmens mit dem leidenden Mitmenschen. Nur der kann der Erlösung teilhaftig werden, der sich des notleidenden Mitmenschen erbarmt. Die alttestamentlichen Propheten haben mit Nachdruck den Dienst an den Menschen, denen es irgendwie schlechter geht als mir, verlangt und diesen Dienst am Nächsten sogar höher gestellt als die richtige und vollständige Erfüllung des Kultus im Tempel. Alle Opfer, im Tempel auf

dem Altar dargebracht, sind für sie nichts nütze, wenn Witwen und Waisen Not leiden, wenn Menschen darben, ohne daß ihnen geholfen wird. Im Neuen Testament haben wir das Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus, das vom barmherzigen Samariter, wir haben die eingehenden Forderungen Jesu zum Dienst an den Armen und Leidenden. Er hat Kranke geheilt. Er bezeichnet den Dienst an den Geringsten unter unsern Brüdern als Dienst an ihm selber. In der berühmten Rede vom Jüngsten Gericht, Matthäus 25, erklärt er, daß das Bekenntnis zu ihm, und zwar auch das ehrliche Bekenntnis zu ihm im Jüngsten Gerichte weniger wichtig sein werde als die Dienste, die Menschen, vielleicht ohne seinen Namen und seine Person zu kennen, an Hungernden und Unbekleideten tun. Goethe nennt drei Arten von Ehrfurcht: die Ehrfurcht vor Gott als der Macht über uns, die Ehrfurcht vor dem Mitmenschen neben uns, und damit meint er den, dem es schlechter geht als uns, der ein schwereres Schicksal zu tragen hat als wir. Diese letzte Ehrfurcht nannte Goethe die spezifisch christliche, während er die beiden andern Arten der Ehrfurcht auch bei andern Religionen und Weltanschauungen fand.

Wir können schon sagen: Was brauchen wir noch weiteres Zeugnis? Es besteht nicht nur unter Christen und Abendländern, sondern unter allen Religionen ein deutlicher Consensus darüber, daß Dienst am Nächsten sittliche und religiöse Pflicht ist. Offensichtlich sind also die Hilfsbereitschaft, die Barmherzigkeit, das Mitempfinden und die Nächstenliebe zwar vielleicht nicht eine in der menschlichen Natur liegende Sache, aber doch etwas, was der Mensch als notwendig empfindet, sobald er gründlich über Dasein und Leben, Menschsein und seine Einordnung in menschliche Gemeinschaft und Gesellschaft nachzudenken beginnt. Wenn er sich darüber besinnt, was er dem Mitmenschen schuldig ist und was er von diesem erwarten darf, dann wird ihm noch bald einmal deutlich, daß Hilfsbereitschaft und Dienst am Nächsten unumgängliche Pflichten sind, wenn wir in menschlich orientierter Gemeinschaft miteinander leben wollen.

Selbstverständlich ist dieser Dienst am Nächsten durch allerhand Faktoren bestimmt. Dienst am Nächsten ist nicht nur Dienst am Hilfsbedürftigen. Es gibt beispielsweise Dienste, die notwendig sind durch politische Ordnung, durch die Gestalt des politischen Lebens. Anderer Dienst entsteht durch die Wirtschaftsordnung. Diese Arten des Dienstes lassen wir hier außer acht. Wir wenden uns allein dem Dienste zu, der notwendig ist durch die Hilfsbedürftigkeit von Menschen.

Ein Mensch ist dann hilfsbedürftig, wenn er nicht mehr in der Lage ist, alles das selber zu besorgen, was zur Fristung und Führung seines Lebens nötig ist und wenn er mir auch nicht gleich einen Gegendienst anbieten kann, der mir eine entsprechende Entschädigung für meine Dienstleistungen an ihn bringt. Wenn mehrere Menschen miteinander eine Bergtour unternehmen, gibt es auch Dienst und Gegendienst, aber eben: Die Gegenleistung ist gleich da. Jetzt sichert mich der andere. Wenn ich aber eine sichere Stelle erreicht habe, sichere ich wiederum ihn. So sind auch im Wirtschaftsleben unmittelbar Dienst und Gegendienst: Ich erfülle diese Aufgabe, ein anderer eine andere, wobei wir uns gegenseitig ergänzen. In der Wirtschaft gibt es allerdings auch das Geld als Tauschmittel, durch das ich in der Lage bin, von Menschen, die mir unmittelbar keinen Dienst tun können, eine Entschädigung für meine Dienstleistungen zu erhalten und dafür andere zu entschädigen, denen ich meinerseits keinen Dienst tun kann. In der Hilfsbereitschaft für den Notleidenden ist ein solcher Gegendienst von dem, den ich in seiner Not betreue, nicht oder nur indirekt zu erwarten,

vielleicht dadurch, daß ich durch das, was ich tue, meinen Unterhalt verdiene. Aber im wirtschaftlichen Leben ist es viel leichter, Nutzen und Gegenleistung gegeneinander in ein richtiges Verhältnis zu bringen, als das im Dienst am Leidenden der Fall ist. Gewisse menschliche Leistungen, die in der Fürsorge vollbracht werden müssen, wenn es wirklich Dienst am nächsten sein soll, lassen sich wirtschaftlich überhaupt nicht richtig abmessen. Die Entlöhnung wird drum im Grunde einfach darin bestehen müssen, daß, wenn jemand dies vollamtlich macht, er so in seinem Lebensunterhalt versorgt ist, wie Leute ungefähr gleicher Bildung und gleich langen Lehrganges, auch gleicher Arbeitszeit im gleichzeitigen wirtschaftlichen Leben gestellt sind. Aber die Unterschiede, die im persönlichen Einsatz liegen können, sind wirtschaftlich einfach nicht abzumessen, und darum bedeutet Dienst am Nächsten immer eine Beschäftigung, die außerhalb der sonst im Wirtschaftsleben angängigen und üblichen Bemessungen von Lohn und Stellung ist.

Es ist Dienst am Nächsten in seiner Not. Dabei hat diese Not ein sehr vielfältiges Gesicht. Eines zwar ist allgemein: Im Augenblick kann sich der Betreffende nicht selber helfen. Die Hilfsbedürftigkeit kann dadurch entstehen, daß es sich selber nicht zu helfen weiß, daß also eine Art Versagen vorliegt. Vielleicht reichen durch eine augenblickliche Schwäche seine Kräfte dort nicht aus, wo er sonst seine Aufgaben selber durchaus erfolgreich lösen kann. Vielleicht hat ihn aber ein zu schweres Schicksal getroffen, für das seine Kräfte so wenig ausreichen wie die vieler anderer Menschen. Dann sind die einen Notlagen vorübergehend, andere sind dauernd. Manche Not entsteht dadurch, daß ein Mensch seinem Ende entgegengeht und daß seine Kräfte durch das vorausgegangene Leben einfach aufgebraucht sind, ohne daß aber der Tod gleich eintritt.

Dann sind bei der menschlichen Hilfsbedürftigkeit auch zwei Möglichkeiten zu unterscheiden. Bei der einen kann und muß darum die Hilfe darin bestehen, daß ein Mensch wieder zu seiner vollen Leistungsfähigkeit zurückgeführt wird. Verzweifelt einer an sich selber, kann ihm der Mut, sein Leben wieder auf sich zu nehmen, wieder hergestellt werden. Die Hilfe besteht also darin, daß man einen Menschen so fördert, daß er sein eigenes Leben wieder aufnehmen und nicht mehr andern zur Last fallen muß. Er kann als Kranker beispielsweise geheilt werden. Die andere Hilfsbedürftigkeit ist eine dauernde, und eine Wiederherstellung oder ein Erreichen normaler menschlicher Leistungsfähigkeit und Selbständigkeit ist ausgeschlossen. Die Hilfe ist dauernd nötig, der Hilfsbedürftige kann nicht über seine Not hinaus geführt werden. Es ist klar, daß dies einen wesentlichen Unterschied in der Arbeit bedeutet. Einen Menschen von einer vielleicht auch schweren Krankheit heilen und einen Menschen zu seinem Tode geleiten und dabei so gut als möglich versorgen im Bewußtsein, daß alles nur Aushilfen, aber nicht wirkliche Behebung der Not sind, oder einen Menschen betreuen in einem Zustand, der nicht tödlich, aber doch hoffnungslos ist, das ist auch für den Helfer nicht das gleiche. Ein Helfer weiß, daß bei einem Menschen, der wieder geheilt werden kann, es darauf ankommt, Mut zu machen, äußerlich und innerlich zu stärken, und gleichzeitig weiß er auch, daß der Genesende keinen größeren Wunsch hat, als möglichst bald wegzukommen und keine Hilfe mehr nötig zu haben. Man muß sich sozusagen für diesen Menschen überflüssig machen lernen. Einerseits liegt darin eine gewisse Entsagung, andererseits aber ist wiederum ein Siegesbewußtsein damit verbunden. Bei einem Sterbenden ist die Situation noch einmal anders. Es ist eine schwere Aufgabe, aber gleichzeitig eine, die ein Ende hat. Es kommt die Erschütterung, einen Menschen

sterben zu sehen. Der Helfer sieht alle Schmerzen und Ängste, die der Sterbende durchkämpfen muß. Das ist eine schwere Belastung, aber eine zeitlich bemessene. Wieder anders der Dauerleidende: diesem muß Mut gemacht werden und gleichzeitig muß doch auch an seine Opferbereitschaft, an seinen Verzicht appelliert werden. Die Launen und Stimmungen rechnet ein verständiger Pfleger ihm nicht zu sehr an – und doch darf er nicht kalt und gleichgültig gegen den Notleidenden und dessen augenblickliches Ergehen werden. Sie belasten ihn also in gewissem Maße doch. Das ist trüb und schwer; wenn der Helfer jung und wenn er älter ist, immer wird er das empfinden. Denkt er besinnlich und philosophisch nach über seine Arbeit, dann kann sich ihm die Sinnfrage sehr schwer und deutlich stellen: Ich muß arbeiten und tun – und kann so wenig erreichen! Warum aber müssen andere Menschen solches Leiden ohne Hoffen und ohne Ziel erdulden? Wo ist der Sinn des Schicksals der von chronischem Leiden oder dauernder Invalidität Betroffenen? Wo ist der Sinn meiner Arbeit an ihnen? Wenn man Schäden heilen kann, ist die Sinnfrage leicht zu beantworten. Handelt es sich darum, Menschen bei ihrer Krankheit zum Tode zu pflegen, ist der Sinn auch noch bald deutlich, wenn man von der Naturordnung, daß alles sterben muß, Kenntnis genommen hat. Aber bei den Invaliden und Dauerkranken, bei denen, die aus irgendeinem seelisch-geistigen oder körperlichen Mangel und Schaden nie die volle menschliche Leistungsfähigkeit, Selbständigkeit und Verantwortlichkeit erlangen, da ist die Sinnfrage sehr schwer zu beantworten. Es ist nicht zu verwundern, daß immer wieder von Zeit zu Zeit die Frage der Euthanasie in diesem Zusammenhang auftaucht.

Dienst am Nächsten? Ist eigentlich der Notleidende mein Nächster? Wir sind vielleicht eher geneigt zu sagen: Wenn einer meiner Nächsten, das heißt Verwandten, leidet, dann muß ich ihm helfen. Die Hilfe soll also vor allem in der Familie geschehen. Dafür spricht das historische Argument, daß nämlich früher sehr viele Dinge, die heute im Spital, im Pflegeheim und im Altersheim vorgenommen werden, zu Hause geschahen. Selbst die Erziehung entgleitet ja immer mehr dem Hause und der Familie. Im Grunde sind schon die Kindergärten vor der obligatorischen Schulpflicht ein Zeichen dafür, daß das Elternhaus bestimmte Aufgaben nicht mehr übernimmt, die es früher ohne weiteres besorgt hat. Sicher ist ein Teil der Spitäler, der Heil- und Pflegeanstalten, der Altersheime, der Erziehungsanstalten usw. allein dadurch nötig, daß die Familie und damit die Angehörigen Aufgaben nicht mehr übernehmen, teilweise nicht mehr übernehmen können, die früher selbstverständlich von den Familien besorgt und erfüllt wurden. Die Gründe dazu sind mannigfach und die Folgen deutlich. Darum kann sich aber der Mensch die Frage stellen: Wer ist denn eigentlich mein Nächster? Sind die betagten Eltern einer mir gänzlich unbekannten Familie, die zu Hause nicht unterkommen, für mich Nächste, denen ich dienen muß? Ist die Frau, die statt wie früher ihr Kind zu Hause zur Welt zu bringen, dafür ein Spital aufsucht, für mich die Nächste, der ich dienen soll? So ganz selbstverständlich ist die Bejahung dieser Frage nicht. Es braucht schon eine gewisse Besinnung, um anzuerkennen, daß die Frage trotzdem mit Ja beantwortet werden kann und muß. Der eine Grund, der dafür spricht, ist die Verbindung der Menschen durch die heutige Wirtschaft. Ich esse Kartoffeln und kenne weder den Acker, auf dem sie gewachsen sind, noch den Bauern und die Zwischenhändler, die sie in die Stadt gebracht haben. Ich kleide mich in Stoffe, deren Hersteller – und viele waren an der Herstellung beteiligt – mir unbekannt sind. Ein Arbeiter in einer Schokoladefabrik stellt den ganzen Tag Schokolade her, ohne zu wissen, wer sie alle genießt.

Ein Stadtpfarrer predigt und kennt nicht mehr alle seine Zuhörer. Wir empfangen Arbeitsleistungen von Unbekannten und unsere Leistungen kommen Unbekannten zugute. Wir sind, obschon vorerst einmal eine unter sich unbekannte Masse, doch eine Schicksalsgemeinschaft. Das gilt auch für die Not. Dann denken wir auch daran, daß Jesus unter noch erheblich einfacheren sozialen Umständen die Hilfe an Notleidende, auch wenn wir sie nicht kennen, gefordert hat. Das ist ja gerade der Sinn des Gleichnisses vom Barmherzigen Samariter, daß dort einer einem ihm gänzlich Unbekannten, von dem er sagen könnte, er gehe ihn nichts an, hilft. Wir haben also durchaus sowohl Möglichkeit wie Grund, Hilfe nicht zu versagen, auch wenn der Empfänger uns vorerst nicht bekannt ist, nicht so unmittelbar unser Nächster ist, wie wir das vielleicht erwarten und wünschen.

Aber nun – und darum wurde ja dieses Vortragsthema vorgesehen – besteht heute eine große Notlage darin, daß viele Menschen Hilfe nötig haben, daß wir zu ihren Gunsten Heime, Spitäler und Anstalten errichten – und die nötigen helfenden Menschen nicht mehr finden. Es fehlt an ausgebildetem Pflegepersonal, es fehlt an Hilfspersonal, es fehlt an Leuten, die die Altersheime betreiben, und zwar auf allen Stufen der Arbeitsforderungen. Erschreckende Zahlen werden bekannt. Spitäler müssen Abteilungen schließen.

Sie wissen wahrscheinlich alle Beispiele für Mangel an Pflegepersonal, ich kann mir solche ersparen. Im Grunde spielt sich hier dasselbe ab, was bei der Typhusepidemie in Zermatt zum Vorschein kam, was sich bei der Wasserverschmutzung meldet, ein Zusammenbruch dessen, was man die Infrastruktur nennt, in diesem Fall der sozialen und menschlichen Infrastruktur.

Es ist leider ein geringer Trost, festzustellen, daß es ähnliche Erscheinungen auch im Ausland gibt. Alle Länder haben Mangel an Personal in Heimen, Spitälern und Pflegeanstalten. Es ist auch ein schwacher Trost, daß es auch andere Berufe gibt, die deutliche Mangelberufe sind, so zum Beispiel Lehrer und Pfarrer. Ärzte werden wir, wenn die Sache gleich weiter geht, bald einmal auch zu wenig haben, und noch an vielen andern Orten sind zu wenig Leute. Was aber den Mangel an Pflegepersonal besonders verschärft, ist die Tatsache, daß an vielen Orten technische Hilfsmittel zur Erleichterung der Arbeit, zur Mehrung der Produktion eingesetzt werden können, aber in der Pflege ist das nur in beschränktem Maße der Fall. Man kann in der Küche und bei der Reinigung Helfer anstellen, aber nicht bei der Betreuung von Menschen. Es wurden zwar auch hier Versuche gemacht. So wird aus den USA berichtet, daß man dort in Spitälern eine Anlage in Erwägung zieht und ausprobiert, die praktisch der Apparatur gleicht, mit der wir ein Elektrokardiogramm oder ein Enzephalogramm herstellen. Dadurch werden Schwerkranke oder Neuoperierte kontrolliert und die Einzelfakten in einer Zentrale gesammelt, ohne daß ein Beobachter oder Pflegepersonal dauernd am Krankenbett sein muß. Eine einzelne Person kann auf solche Weise mehrere Schwerkranke kontrollieren und schickt nur dann eine Pflegerin hin, wenn die Apparaturen eine Störung anzeigen. Man kann so etwas in Erwägung ziehen – aber uns schaudert von der Seelenlosigkeit solcher Krankenpflege.

Es ist nicht zufällig, daß die deutlichsten Mangelberufe die sind, bei denen der menschliche Einsatz unbedingt nötig ist. Einiges kann erleichtert werden durch bessere Ordnung der Arbeit, dadurch daß beispielsweise Krankenschwestern von Arbeiten entlastet werden, die von ungelerntem Personal auch bewältigt werden können, aber die Grenze ist da ziemlich bald erreicht.

Dieser Zustand hat mannigfache Gründe. Vor einigen Jahren hörte ich den Pfarrer eines unserer Diakonissenhäuser sagen, daß eigentlich prozentual heute

auf die Gesamtheit der Bevölkerung gerechnet nicht weniger Krankenschwestern seien als vor 50 Jahren, aber es brauche viel mehr Krankenschwestern. Einmal sei die Pflege im Spital komplizierter und schwieriger geworden durch die Entwicklung der Medizin, die viel mehr Schwestern im allgemeinen und erst noch für Sonderaufgaben ausgebildete Krankenschwestern verlange. Dann gehen heute viel mehr Leute ins Spital durch die Forderungen der Ärzte. In der Stadt machen viele sehr gute oder als gut angesehene Ärzte keine Hausbesuche, sondern beordern den Patienten von vornherein ins Spital. Genau gleich ist es mit den Geburten. Die Geburt zu Hause kommt in der Stadt fast nicht mehr vor. Einerseits verlangen das die Ärzte, andererseits sind die Wohnungen zu klein oder für solche Pflege ungeeignet geworden, manchmal nur schon durch den Lärm der andern oder für die andern. Daß eine Frau für eine Geburt ins Spital geht und nicht zu Hause in einem sehr wenig schalldichten Miethause bleibt, ist aus manchen Gründen begreiflich. Dann werden die Leute heute älter und damit oft für längere Zeit pflegebedürftig, was wiederum Alters- und Pflegeheime verlangt. Allerdings möchte ich trotz allem dieses Argument mit einiger Vorsicht weitergeben, denn wohl hat die medizinische Kunst gelegentlich die Nebenwirkung, daß pflegebedürftige Menschen älter als früher werden und damit mehr Arbeit verursachen. Aber als die Medizin weniger auf der Höhe war, sind auch viele Menschen früher hilfsbedürftig und arbeitsunfähig geworden. Noch vor 30 Jahren gab es beispielsweise Bauern, die bereits mit 50 Jahren der Gicht verfallen und deswegen hilfsbedürftig waren. Ich möchte also die oft der Medizin gegenüber erhobenen Anwürfe, sie mache die Menschen zu alt und vermehre damit die Notwendigkeit der Pflege, nur mit Vorsicht und Zurückhaltung verwenden, indem eine genaue zahlenmäßige Untersuchung, wenn sie überhaupt möglich ist, vielleicht ergeben könnte, daß parallel zur Vermehrung von Pflegebedürftigen auch eine Vermehrung der Arbeitsfähigen stattgefunden hat.

Deutlicher und eindeutiger scheint mir, daß die Familie nicht mehr alle Aufgaben übernehmen kann, die sie früher übernommen hat, teilweise auf Grund der wirtschaftlichen und soziologischen Veränderungen, teilweise, weil das Interesse und das Bewußtsein der Verpflichtung fehlen. Alles Mögliche wirkt da mit: die Tatsache, daß die Familie nur noch Wohn-, aber nicht mehr Arbeitsgemeinschaft ist. Teilweise hört sogar die Eßgemeinschaft auf, auch die Wohngemeinschaft. Dann ist zu bedenken die Verstädterung und damit verbunden die Notwendigkeit, sich auf kleinen Raum zusammenzudrängen. Der Eintritt der Frau, und zwar sowohl der ledigen wie der verheirateten in das Wirtschaftsleben, in einen Beruf ist ebenfalls ein wichtiger Faktor. Manche Tochter blieb früher bis zur Heirat zu Hause und damit pflegte sie ihre Eltern, ja teilweise verzichteten Töchter um einer solchen Pflicht willen auf die Ehe. Heute will man das nicht mehr, sicher aus an sich diskutablen Gründen. Aber dafür brauchen wir mehr berufsmäßig ausgeübte Pflege. Auf alle Fälle: Der Bedarf an berufsmäßig ausgeübter Pflege ist größer geworden.

Auf der andern Seite, aber vielleicht gerade teilweise durch die gleichen Gründe war eine Zeitlang der Pflegeberuf gegenüber den im Wirtschaftsleben angebotenen Berufsstellungen benachteiligt. Zu lange gab es keine geregelte Arbeitszeit, zu lange gingen Spital- und Heimleitungen von der Voraussetzung aus, daß der Dienst am Nächsten ja eine christliche Pflicht sei und darum nicht unter die wirtschaftlichen Berufe zu rechnen wäre. Es brauche dazu einen gewissen Idealismus – und dieser Idealismus wurde nicht bezahlt. Ich weiß nicht, ob die darüber entscheidenden Leute meinten, mit einer richtigen Entlöhnung die Idealisten in

Versuchung zu führen, oder ob sie heimlich dachten, daß der Idealist doch nicht rechnen könne und daß man darum an der Entlöhnung sparen könne. Es gab Fälle, wo einem die Beschäftigung mit den Arbeitsbedingungen und der Entlöhnung des Pflegepersonals aller Stufen in das Dilemma brachte, entweder wütend über Dummheit und Unverschämtheit der entscheidenden Leute oder spöttisch über deren Naivität zu werden. Die Unterkunft, Ferien- und Freizeitordnung, die Entlöhnung, die Hausordnung und der Gehorsamsbegriff, der da noch gelegentlich waltet, alles das war wenig geeignet, Leute anzuziehen, war im Gegenteil dazu angetan, abzuschrecken. Ein Beispiel für viele: Von einer reformierten Diakonisse wurde lange Zeit trotz der protestantischen Wertung der Ehe die dauernde Ehelosigkeit erwartet – ich habe in meinem Bekanntenkreis zwei ehemalige Diakonissen ungefähr meines Alters, die jahrzehntelang heimlich darunter litten, daß sie aus dem Diakonissenhaus ausgetreten waren und geheiratet hatten und die wegen der Einstellung des Mutterhauses darob in starke Schuldgefühle gerieten. Ich möchte damit nicht die Diakonissenhäuser im besondern in Anklage versetzen, aber – nicht nur in diesen, sondern an vielen Orten, wo das Ziel Dienst am Nächsten war – man rechnete zu lange nicht mit dem individuellen Selbständigwerden der Menschen. Daß gegenüber Spitalschwestern auch das Verhalten der Ärzte entscheidend ist, sei nur angemerkt. Auch da kommt es darauf an, ob vom Arzt die Schwester als mündig angesehen wird und beispielsweise klarer Erklärungen und einer Begründung der vorgesehenen und angeordneten Maßnahmen für würdig gehalten wird oder nicht. Wenn die Schwester nicht durch eine schwere Mißachtung oder ein dauernd falsches Verhalten sich des Vertrauens des Arztes unwürdig erweist, dann sollte sie dieses bekommen.

Nun sind sicher seit dem Zweiten Weltkrieg die Mängel, die da bestanden haben eingesehen und behoben worden. Entlöhnung des Pflegepersonals, Freizeit, Wohnung, Vertrauensverhältnis zu Vorgesetzten und Verwaltung, alles das ist besser geworden oder im Begriffe, besser zu werden. Wenn auch heute noch in dieser Hinsicht nicht ganz alles gut und in Ordnung ist, so liegt das nicht mehr am gesamten Aufbau und System, sondern mehr daran, daß da und dort noch eine Verwaltung ist, ein Einzelner oder eine Kommission, die noch immer nichts gemerkt haben, aber schließlich einmal altershalb ihre Ablösung finden werden, oder es liegt an menschlichem Versagen und Unvollkommenheit, die nun einmal nie ganz auszuschalten sind. Es ist viel gegangen, viel besser geworden, und es hat eine Zeitlang geholfen. Es gelang durch die Ordnung der Arbeitsverhältnisse den Mangel an Menschen, die berufsmäßig solchen Dienst am Nächsten auf sich nehmen, zu lindern und zu beheben. Es bestand und besteht auch die Möglichkeit, daß durch mehr und bessere Schulungsmöglichkeiten das Interesse an diesen Berufen gesteigert werden kann. Heute allerdings – und das ist nun die große Sorge – scheint sich die Wirkung dieser Verbesserungen erschöpft zu haben und der Mangel wieder rapid zu steigen. Daraus kann wohl kein anderer Schluß gezogen werden, als daß die Ursachen noch tiefer liegen und durch das Bisherige nicht getroffen wurden.

Wo liegen diese Ursachen? Vorweg ist vielleicht deutlich festzuhalten, daß wahrscheinlich zu keiner Zeit der Dienst am Nächsten eine Selbstverständlichkeit war. Wenn alle Religionen diesen fordern und seine Pflicht dartun, dann hat dies wohl den Grund darin, daß leicht und willig der Mensch im allgemeinen zu keiner Zeit auf den Dienst am Nächsten eingegangen ist. Es brauchte immer wieder Anläufe, immer wieder Ermahnungen, und immer wieder sind auch nur schon

in der Geschichte des Christentums Menschen aufgetreten, die das in Erinnerung rufen mußten, was schon längst in den Evangelien zu lesen stand. Aber nicht nur menschliche Nachlässigkeit, sondern auch die Notwendigkeit, beim Dienst an leidenden Nächsten sich mit den dunkeln Seiten des Daseins auseinandersetzen zu müssen, war schon ein wesentliches Hindernis, sich diesem zu widmen. Man denke daran, wie im Mittelalter und noch lange nach der Neuzeit die Krankenpflege den Klosterfrauen überlassen wurde und wie man die Spitäler außerhalb der Stadtmauern baute, sicher aus dem Fehlen der Möglichkeit, ansteckende Krankheiten in ihrer Verbreitung zu verhindern, aber auch, weil diese Menschen außerhalb der Ordnung standen, mit der der durchschnittliche Mensch sich zu beschäftigen bereit war. Dennoch, wenn wir auch diese Schwierigkeit, sich dem Dienst am leidenden Nächsten zu widmen, in Rechnung stellen, so müssen wir doch uns klar sein, daß heute der Mangel an Personal außerordentlich groß ist und daß darum besondere Gründe vorliegen müssen. Ich bin denn auch der Meinung, daß wir gegenwärtig in einer Welt leben, in der verschiedene Momente zusammenwirken – die ganze Situation ist nicht nur durch einen Faktor bestimmt – und dieses an sich vielleicht recht komplizierte Zusammenspiel verschiedener und unterschiedlicher Ursachen bewirkt letztlich eine Einstellung der Menschen, einen Zeitgeist, um mit Gotthelf zu reden, bei dem der Gedanke an die Verpflichtung zum Dienst am Nächsten sehr fern liegt. Man ist fast versucht zu sagen, dieser Mangel an Pflegepersonal sei ein Teil der heutigen Kulturkrise. Ich gebrauche dieses Wort allerdings nicht gern, obschon ich überzeugt bin, daß die gegenwärtige Menschengeneration in einen gefährlichen und kritischen Seelen- und Geisteszustand geraten ist. Über diese Dinge sich besinnen, heißt aber unsere eigenen Meinungen, unsere Vorurteile, unser Tun und Lassen kritisch prüfen. Wo liegen die Ursachen zum heutigen Zustand?

Ich zähle Momente auf, die nach meiner Ansicht hier in Betracht gezogen werden müssen, und bei der Reihenfolge, in der ich sie anführe, handelt es sich weder um eine Wertung in sittlicher Hinsicht noch um eine Betonung ihrer Wichtigkeit und Wirksamkeit. Aber was ich anbringe, scheint mir alles in diesem Zusammenhang von Bedeutung zu sein.

Ich sehe folgende Faktoren am Werk:

1. Die Idee des Wohlfahrtsstaates ist ein Hindernis für die Bereitschaft zum Dienst am Nächsten. Das mag erstaunen, aber muß einmal klar festgestellt werden. Denn heute wird durch Verbände, Gewerkschaften, Organisationen und politische Parteien, nicht zuletzt auch durch die Staats- und Gemeindeverwaltungen in vielen Köpfen die Illusion geweckt, daß der Staat in der Lage wäre, alle Aufgaben, die heute zu lösen sind, auch wirklich zu lösen. Wieso soll sich der Einzelne in einen Beruf begeben, der zwar vom sittlichen Standpunkt aus nötig wäre, der aber mit eigenen menschlichen Problemen und Inkonvenienzen verbunden ist, wenn doch der Staat für die Wohlfahrt aller Bürger zu sorgen bereit ist? Ich bin mir ganz klar darüber, daß nicht der Wohlfahrtsstaat an sich falsch ist, sondern die Auffassung oder Meinung, die sich der durchschnittliche Mensch davon macht. Ich sehe auch den Segen vieler staatlicher Maßnahmen und Einrichtungen wie AHV, Bauten von Spitälern, Invalidenversicherung, immer stärkeres Obligatorium der Krankenversicherungen usw. Aber man muß auch die Kehrseite im Auge behalten: die Verminderung des persönlichen Verantwortungsbewußtseins, die Verminderung des Anreizes, für sich selber zu sorgen, die Verminderung des sittlichen Verpflichtungsbewußtseins, für notleidende Nächste etwas zu tun. Das ist

die große Täuschung der Gegenwart, und zwar sowohl der politischen Parteien wie der Verbände, der Verwaltung und der Öffentlichkeit, daß man zwar sicher Kredite für Spital- und Anstaltsbauten bekommt – aber damit ist es getan. Wenn der durchschnittliche Bürger schon als Steuerzahler so viel Geld bewilligt und mit seinem Steuerbatzen dazu beiträgt, dann soll nun der Staat schauen, daß er jetzt das Seine macht und die Kranken und Pflegebedürftigen tatsächlich auch versorgt.

Es stehen dahinter noch allerhand Motive und Gegebenheiten, zum Beispiel die Vermassung, ferner die durch die moderne Wissenschaft und Technik geförderte Einseitigkeit des Menschen. Viele scheinen gar nicht die nötige Denkfähigkeit zu haben, um zu merken, daß mit dem Wohlfahrtsstaat, wenn diesem die Leute fehlen, eben gar nichts getan ist. Man lese nur einmal in der Leserecke einer verbreiteten Tageszeitung, was beispielsweise von der Polizei alles erwartet wird. Um nur ein Beispiel herauszugreifen: Wenn früher jemand in die Berge ging, wußte er, daß er sich bei Ortsansässigen über das Wetter und die besondern Verhältnisse vor dem Beginn einer Tour orientieren mußte. Heute werden die Tafeln, die aufgestellt werden nicht mehr beachtet ohne Polizeizwang! Daß man selber Augen hätte – ausgeschlossen! – Man diskutiert heute das Dienstjahr in den Pflegeheimen und Spitälern. Vielleicht ist es der letzte Notbehelf, aber dann wird die Sache noch einmal schwieriger, denn dann wird noch einmal die Freiheit und ihre Kehrseite, die persönliche Verantwortung, durch Staat und Gesetz ausgeschaltet. Die Qualität solchen Dienstes, der erzwungen wird, an Menschen, die sich wegen ihrer Pflegebedürftigkeit und Hilfslosigkeit nicht wehren können, wird dann noch einiges zu reden geben – oder eine Katastrophe sein.

2. Damit in Zusammenhang steht das, was man die Kino-Einstellung nennen kann, heute allerdings auch die Televisionseinstellung, denn das Fernsehen bringt praktisch den Kino in jedes Haus. Aus Texas wird berichtet, daß dort am Anfang die Leute sich bei Kinovorführungen so leidenschaftlich aufregten, daß sie auf die Leinwand schossen, um die Schurken zu treffen. Das ist lachhaft – und doch nicht ganz schlecht. Denn damit ist immerhin einmal ein Affekt da und dieser wird aktiv ausgelebt. Die gegenteilige, heutige Einstellung findet sich in der im «Nebelspalter» erzählten Anekdote, daß zwei Frauen ins Kino gehen, wo der sehr schöne und angehimmelte Held schon eine Viertelstunde nach Beginn in den schwierigsten Situationen drin ist und vorerst scheinbar keine Möglichkeit des Entkommens mehr hat. Die eine Frau regt sich auf – die andere sagt dagegen trocken: «Rege dich doch nicht auf, denn es ist erst eine Viertelstunde vorbei – und der Film muß zwei Stunden dauern. Der kommt schon noch einmal davon.» Das ist die Film-Einstellung, die ich als Gefahr bezeichne. Der heutige Mensch gerät durch die Massenkommunikationsmittel immer mehr in Gefahr, Schein und Wirklichkeit durcheinander zu bringen, deswegen mit den Affekten nicht mehr richtig zu reagieren und in dieser Spaltung zwischen Schein und Wirklichkeit drin die innere und äußere Aktivität zu verlieren. Von daher kommt es beispielsweise, daß alle Reportagen in Zeitschriften, Kino und Fernsehen gerade über unser Problem allenfalls Sentimentalitäten wecken, aber keine Aktivität, die zum Handeln führt. Der heutige Mensch ist immer mehr geneigt, so und soviel Dinge passiv hinzunehmen. Man denke auch an die Entwicklung des Sportes von einer Sportbewegung aller zum Schausport. Wo wir hinschauen, finden wir immer weniger die Neigung, die eigene Bequemlichkeit zu überwinden, sich durch Probleme innerlich stellen und engagieren zu lassen.

3. Als drittes wirkt ähnlich die Konsumentenwirtschaft. Wir sind ja plötzlich aus der Produktionswirtschaft in die Konsumentenwirtschaft gekommen. Neben

das Produzieren, das heute relativ leicht und rasch geht, kommt das Konsumieren und die Einladung zum Konsumieren in Form der Reklame. Heute sind in der durchschnittlichen Auffassung nicht mehr die wichtigsten Leute die, die etwas Produktives leisten, sondern die, die zum Konsumieren veranlassen und konsumieren. Achten Sie einmal darauf, wie heute jeder Sessellift, jede Autostraße usw. begründet wird mit der Behauptung: Sie bringt Geld, das heißt Leute, die konsumieren. In Zusammenhang damit wird beispielsweise in der Flugzeugreklame unterstrichen: Wenn Sie erste Klasse nach den USA fliegen, werden Sie bei uns wie ein Fürst behandelt. – Man macht es auch so – und wenn einer ein Gauner ist oder ein Herrensöhnchen, das von seinem reichen Papa alles erhält und selbst noch nie das Salz in die Suppe verdient hat. Wie soll in dieser Konsumentenmentalität, die heute von Industriekonzernen, Warenhäusern, Hotels, von Flugzeuggesellschaften, von allen, die wirtschaftlich an der Aufblähung des Automobilismus interessiert sind, systematisch gepflanzt wird, wie soll in dieser Wirtschaft drin eine Leistung, die im opfervollen Dienst am leidenden Nächsten besteht, überhaupt anziehend wirken? Dafür nehmen die Dienstleistungen zu, die den Repräsentations- und Luxusbedürfnissen der Menschen dienen, die Geld dafür auslegen bereit und in der Lage sind. Man sehe nur einmal darauf hin im Gastgewerbe und bei den Verkehrsanstalten die Leistungen an, die der Luxusklasse angehören.

Vielleicht muß in diesem Zusammenhang auch einmal daran erinnert werden, wie viele Arbeitskräfte und -leistungen heute für die Anwendung und den Vertrieb der Waren aufgewendet werden. Der Verschleiß an arbeitsfähigen Leuten in dieser Hinsicht ist sicher mit eine Ursache zum Mangel an Arbeitskräften in andern Lebensgebieten.

4. Mit dieser Konsumentenwirtschaft sind wir bereits in das Gebiet dessen gelangt, was man in der Psychologie die Leitbilder nennt. Geld zu brauchen und sich bedienen zu lassen ist ein solches Leitbild. Andere Leitbilder sind die Sportidole, die heute durch die Massenmedien in den Vordergrund gestellt werden, ferner die Kinogrößen, die entweder auf Sexualität und Erotik oder auf eine hemmungslose und gewalttätige Körperkraft zu orientiert sind. Der junge Herr, der das Leben nach allen Seiten genießen will, der Kraftprotz, der sich sogenannt durchsetzt, indem er einfach gewissenlos seine Kraft zur Geltung bringt, das junge Mädchen, das wegen seiner angenehmen Erscheinung von vorneherein Erfolg hat – und sehr oft damit auch zu Geld kommt –, das sind Leitbilder, die durch Film, Literatur und Massenmedien, soweit sie der Unterhaltung und nicht der Bildung dienen, vorgehalten werden. Wo ist da Platz für den Dienst am Nächsten? Wo ist da Kraft und Interesse für Dienst an Menschen, die einem die dunkeln, gefährlichen und abgründigen Seiten des Daseins täglich und stündlich vor Augen halten? Berufe, die einen Träger mit allen möglichen Seiten des menschlichen Daseins, also auch den dunkeln und leidvollen bekannt machen, erscheinen uns dann als wertvoll und interessant, wenn jemand die Einsicht in menschliche Schicksale, die Gewinnung von Lebenserfahrung und die Besinnung darüber als ein wesentliches Ziel und die Erlangung von Lebensweisheit als sinnvolle Beschäftigung anzusehen vermag. Eine solche innere Einstellung ist auch heute nicht möglich, aber sie liegt nicht in der Richtung der durchschnittlichen und am meisten hervorgehobenen Leitbilder.

5. Eine weitere Tatsache, die hier eine Rolle spielt, ist die Inhumanisierung der Technik. Ob diese Feststellung vielen Leuten paßt oder nicht, sie muß gemacht werden, denn sie spielt eine Rolle. Unsere Technik hat den Punkt über-

schritten, wo sie dem Menschen dient. Es schauderte mich, als ich vor einigen Jahren einen hohen Gewerkschaftsführer der Schweiz sagen hörte, die Automatisierung werde und müsse kommen. Sie erlaube die Arbeitszeitverkürzung, aber sie verlange, daß der Mensch zum Übermenschen werde, wenigstens derjenige, der die für die Automation nötigen komplizierten Maschienen bedienen müsse. Das Wort Übermensch hat seit dem Dritten Reich einen besondern Klang. Die meisten Lehren von einem Übermenschen führen zu einer Selbstüberhebung des Menschen, die schließlich in einer totalen Katastrophe endet. Der heutige Mensch hat allen Grund, erst einmal wirklich Mensch zu werden und sowohl die ihm gegebenen Möglichkeiten auszuschöpfen wie auch die ihm gesetzten Grenzen zu erkennen und zu achten. Aber soweit sind wir, daß heute Leute, die im Wirtschaftsleben an entscheidender Stelle wirken, ernsthaft daran denken, den Menschen den Maschinen anzupassen, nicht umgekehrt. Die Anpassung ist im Gang. Nicht nur bei den Vorbereitungen zur Weltraumflugfahrt, sondern schon auf unsern Straßen. Kinder und alte Leute sind die zahlreichsten Opfer, aber niemand denkt daran, einmal gründliche Maßnahmen zugunsten dieser Menschen anzuordnen. Der sogenannte flüssige Verkehr und der Automobilismus sind wichtiger. Man nimmt in der Schweiz lieber gegen 1500 Tote und über 50 000 Verletzte in Kauf, statt daß man die Verkehrsvorschriften und die Handhabung der Verkehrsordnung so gestaltet, daß dieser Verkehr einigermaßen sicher wird, so sicher wie der Flugverkehr und der Eisenbahnverkehr. Wegen der Flugzeugkatastrophe von Dürrenäsch wurde ein Denkmal errichtet, aber kein Mensch nimmt davon Notiz, daß jahraus jahrein auf unsern Straßen monatlich mehr Menschen als bei jenem schrecklichen Unglück ums Leben kommen. Wenn aber von unsern Verbänden, von Staat und Gerichten öffentlich so gehandelt wird, wo sollte da die Verpflichtung deutlich werden, die wir leidenden Menschen gegenüber haben? Wir sind im Begriff, in eine unmenschliche Haltung abzugleiten.

6. Wir stehen vor einer Zerstörung der mitmenschlichen Beziehungen, die sehr mannigfache und verschiedenartige Gründe hat, so die Umstellungen durch die technisch orientierte Wirtschaft mit starker Bevölkerungsvermehrung, die Auflösung alter Gemeinschaftsformen, ohne daß vorläufig neue entstehen. Im Wohnblock ist keine feste Gemeinschaft, ebenso nicht am modernen Arbeitsplatz. Der frühere dörfliche Unterhaltungsabend verband; Kino, Variété und modernes Dancing verbinden nicht mehr. Die Familie ist durch die modernen Arbeitszeiten und -formen deutlich gefährdet und verliert immer mehr von ihren Funktionen. Gefährdet ist sie aber auch durch die Massenmedien. Das Fernsehen hält zwar die Leute zu Hause, aber hindert das Gespräch, wie mich die Eheberatung lehrt. Erschütternd ist, was ich letzthin von einem Kollegen vernahm. Dessen Kinder, Gymnasiasten in einer kleineren bernischen Stadt, berichten, daß es nach dem, was sie in ihrer Klasse vernehmen, in manchen Häusern nicht mehr üblich ist, daß Eltern und Kinder miteinander reden. Am Mittagessen wird Radio gehört, abends ist der Vater, sind vielleicht beide Eltern mit dem Fernsehen beschäftigt, und für ein Gespräch in der Familie gibt es weder Zeit noch Interesse. Darum fehlt mitmenschliche Gesinnung, denn wenn solche zu Hause in der Familie sich nicht bilden, dann wird sie eben ziemlich sicher überall fehlen. Wo soll der Mensch Dienst am Nächsten als eine wert- und sinnvolle Arbeit schätzen lernen, wenn er in Wahrheit keinen «Nächsten» hat, wenn es diesen, die ihm von Natur aus nahestehen, gleichgültig ist?

7. Wir stehen heute vor einer Zerstörung des Rechtsbegriffes, der schließlich auch ein Ergebnis zwischenmenschlicher Beziehungen und Pflichten ist. Die Bauern

klagen über Diebstähle an Feldfrüchten. Nach meiner Ansicht unterliegt heute die Rechtsprechung in bezug auf die Verantwortlichkeit im Straßenverkehr, wenn man sie mit den Vermögensdelikten vergleicht, der Tendenz, das Menschenleben nicht mehr zu achten. Unter dem Einfluß der Notwendigkeit, den Straßenverkehr zu ordnen, unter der Einwirkung des modernen Wirtschaftslebens, das vor allem auf Dynamik zu orientiert ist, sehen viele im Recht nur eine ordnende Funktion. Ein Sinn des Rechtes neben andern ist aber der Schutz, insbesondere der Schutz des Schwächeren gegenüber jeder Form von Macht und Gewalt, liege diese in Geld, körperlicher Kraft oder Kraft von Motoren. Dadurch, daß vielen vor lauter Dynamik, Kraft- und Machtrausch diese Aufgabe des Rechtes nicht mehr klar oder sogar unerwünscht ist, leidet das allgemeine Rechtsbewußsein.

Die Diskussion um die Freigabe der Abtreibung ist in dieser Hinsicht ein Symptom, und dann erinnere ich an zwei Ereignisse, die sich in letzter Zeit in Belgien abgespielt haben. Belgien ist der höchstindustrialisierte Staat und das am dichtesten besiedelte Land in Europa. Ich meine den Ärztestreik, wo Parlament und Ärzteschaft sich auf Kosten der Kranken auseinandersetzten, und das Gerichtsurteil und namentlich das Benehmen der Angeklagten bei dem Prozeß, in dem es um die Schuld von Eltern ging, die ein mißgestaltetes Kind getötet haben. Beide ließen eine Gesinnung erkennen, wo der einzelne Mensch und das Menschenleben nicht mehr viel gilt, sondern der praktische Vorteil alles entscheidet. Dabei geht es nicht darum, die Belgier anzuklagen, sondern zu zeigen, wohin der naturentfremdete, allein durch die Ziele von Wirtschaft und Technik bestimmte Mensch schließlich gelangen kann.

8. Wir stehen vor einer Welle von heimlichem oder offenem Nihilismus. Der sogenannte Existentialismus Sartrescher Prägung, der einige Zeit auch bei uns Aufregungen bewirkte, ist in dieser Hinsicht typisch. Aber im Grunde zeigen sehr viele Anzeichen, daß nicht nur diese auffallenden und oft auch ausgefallenen Leute den Glauben an den Menschen verloren haben, die Überzeugung von einem Sinn des Daseins nicht mehr aufbringen, an allem verzweifeln, sondern der heimliche Nihilismus, die versteckte Verzweiflung hat sehr viele Menschen erfaßt. Mir liegt nahe die Problematik der modernen Ehen, die ich in einer nebenamtlich geführten Eheberatung kennenlerne und die oft einfach darin besteht, daß eine Ehe in dem Augenblick aufgegeben wird, wo ihre Nachteile – es müssen gar nicht dauernde sein – die Vorteile für einen oder beide Ehegatten überwiegen. Die Treue, die ein bedeutender Bestandteil von Ehegelübde und Ehe ist, verlangt letztlich Glauben an den Menschen im allgemeinen, an den Ehepartner und mich – und an diesem Glauben fehlt es oft. Aber im Grunde liegt dieser Nihilismus auch der Verweichlichung zugrunde, die heute zu beobachten ist. Nur nicht sich anstrengen, nur nicht sich Mühe geben! Dann sei die anormal starke Angst vor Krankheit und Schmerzen genannt, wobei aber alles von äußerer Hilfe erwartet wird, nicht davon, daß man sich anstrengt und sich sowohl leiblich wie geistig in Zucht nimmt. Es zeigt sich ja auch eine starke Orientierungslosigkeit in vielen Widersprüchen des gegenwärtigen Lebens, wo einerseits oft mit gewaltigem Aufwand alle möglichen technischen und wirtschaftlichen Maßnahmen durchgeführt werden und gleichzeitig dennoch plötzlich der Wille fehlt, die Sache auch tatsächlich zu Ende zu führen.

Diese Aufstellung von geistigen, inneren Gründen für die gegenwärtige Krise im Dienst am leidenden Nächsten mag pessimistisch erscheinen. Ich sehe schwarz – und ich könnte noch einiges mehr an Gründen dafür anführen, schwarz zu sehen. Beispielsweise erklären heute Biologen, daß wahrscheinlich die Erbmasse der

Menschen raschenstens gründlich verschlechtert würde und daß in relativ kurzer Zeit noch viel mehr Menschen auf die Hilfe anderer angewiesen sind, weil sie nicht allein lebensfähig sind. Daß die Entwicklung von Politik und Wirtschaft für die nähere und fernere Zeit beispielsweise den schwarzen Prognosen eines Jakob Burckhardt recht gibt, sei auch nur erwähnt. Kurz und gut: Die Geschichte der Menschheit im allgemeinen und die äußere und innere Lage des Schweizervolkes geben zu dunkeln Ahnungen und schweren Befürchtungen Anlaß.

Allerdings darf das uns eines nicht übersehen lassen. Der Dienst am leidenden Nächsten hatte es zu keiner Zeit leicht. Es gab nie eine Zeit, wo das Gute selbstverständlich ist, und wo das, was sich selbstverständlich abspielt, auch gleichzeitig gut ist. Es hat immer etwas gekostet, daß das sittliche Gute getan und daß im besondern der Dienst am leidenden Nächsten wirklich geleistet wurde. Wer Gutes tun will, der muß dieses erfüllen einmal gegen die Widerstände in ihm selber, mit Selbstüberwindung und Bereitschaft zu Opfern, und er muß es tun können gegen den Widerstand seiner Umwelt, der sich als Gleichgültigkeit, vielleicht sogar als Mißverstehen und als Erschwerung und Hindernis äußern kann. Und vor allem: Er muß es ohne Blick auf Lohn und Anerkennung tun. Manchmal kommt die Anerkennung schließlich doch, aber wer darauf rechnet, rechnet falsch. Für die Erfüllung des Guten, damit auch für den Dienst am Nächsten stehen wir im Grunde stets vor dem Widerspruch: Die Welt hat ihn nötig, die Welt verlangt ihn sogar – aber immer von den andern, und sie trägt ihn doch nicht. Wer ihn als notwendig erkennt und erfüllen will, muß die Kraft zur Entscheidung und den Mut und die Zähigkeit zur Erfüllung in sich selber oder in seiner religiösen Haltung finden. Die Weisung, die vor über 1900 Jahren der Apostel Paulus an die Römer geschrieben hat, hat heute noch nichts von ihrer Gültigkeit verloren, nämlich: «Richtet euch nicht nach dieser Welt, sondern wandelt euch um durch die Erneuerung des Sinnes, damit ihr zu prüfen vermöget, was der Wille Gottes ist: das Gute und Wohlgefällige und Vollkommene» (Römer 12, 2). Ich bin nicht in der Lage, von meiner Diagnose etwas zurückzunehmen, ich kann nur sagen: Der Dienst am leidenden Nächsten wird dann zu seinem Recht und zu seiner Erfüllung kommen, wenn Menschen von den Dingen, die wir aufgezählt haben, sich innerlich und äußerlich zu befreien wissen und sowohl die Einsicht und den Mut wie die Kraft aufbringen, anders zu denken und anders zu handeln, als die allgemeine Neigung der Gegenwart es tut. Wenn sie also 1. zwar nicht den Wohlfahrtsstaat einfach in Bausch und Bogen vereinen und verwerfen – er hat sein Gutes –, aber auch sich nicht blind auf ihn verlassen, sondern zum mindesten immer im Bewußtsein behalten, daß auch dieser Wohlfahrtsstaat nur so viel geben kann, als er von seinen Bürgern und Bürgerinnen empfängt. 2. daß gegenüber der heutigen inneren Passivität die Notwendigkeit der eigenen Verantwortlichkeit und Aktivität festgehalten wird. 3. Wenn der heutige Mensch entgegen der Neigung der Konsumentenwirtschaft seine Ansprüche prüft, ob sie wichtig sind oder nicht, ob sie notwendig sind oder nicht, und ferner daß er das Geld weder unter- noch überschätzt. Nicht alle Dinge lassen sich mit Geld erledigen. 4. Wenn wir die Leitbilder als solche erkennen, in ihren Möglichkeiten und in ihren Verführungen, und immer festhalten, daß der Mensch auch sittliches Bewußtsein und Empfinden und ein Gewissen hat, die für die Menschlichkeit mindestens so nötig und so wichtig sind. 5. Wir müssen uns in einem Augenblick, da die Technik uns blendet und fasziniert, erschreckt und doch auch unser Selbstbewußtsein sehr hebt, klar bleiben, daß nicht alles technisierbar ist. Geburt, Erziehung, Ehe und Familie, Freundschaft, die Gewinnung des Glaubens,

Krankheit und Sterben sind nicht technisierbar. Da werden menschliches Gefühl, vernünftiges Denken, Mitmenschlichkeit verlangt und erwartet, und da kann keine Technik entscheidend aushelfen und ersetzen. Die menschliche Seele ist nicht durch Technik zu ersetzen, darum ist eine Seele, die sich im Leben läutert und reift, immer notwendig, und sie ist auch immer eine göttliche Gabe. 6. Wir müssen die Notwendigkeit menschlicher Gemeinschaft erkennen und für das menschliche Zusammenleben sorgen. Mitmenschlichkeit als Achtung vor dem Nächsten, als Glauben an den Nächsten, als Ehrfurcht vor dem, der es schwerer hat als wir, sind heute so wichtig und so wenig veraltet wie zu irgendeiner andern Zeit. 7. Das Recht und die gegenseitige Rücksichtnahme müssen hochgehalten werden. Viele meinen heute, Recht sei Vorschrift, die man anwenden und – wenn man es richtig anstelle – auch umgehen könne. Aber das Recht ist nie nur ordnende Regel, sondern es hat einen Sinn und eine Wahrheit, und dieses Rechtsbewußtsein muß hochgehalten werden. Allein dadurch wird das Recht sinnvoller Schutz des Schwächern. 8. Wir müssen immer wieder eine Orientierung im Leben suchen und verwirklichen. Ob wir diese in einem kirchlichen Glauben finden oder in einem Glauben, den wir uns in persönlicher Auseinandersetzung mit der Bibel und den besten Denkern und Dichtern der Menschheit finden, ist eine Frage von geringerer Bedeutung. Entscheidend ist die Tatsache, daß wir es suchen und uns immer wieder darum bemühen. Dann wird der Dienst am Nächsten nicht nur möglich, sondern Menschen mit dieser Einstellung wird er jederzeit auch einen wertvollen Lebensinhalt, der Weg zur sinnhaften Erfüllung des Daseins sein.

Ich habe negative Punkte und deren positive Kehrseite aufgezählt. Ob der Dienst am Nächsten zusammenbricht oder nicht, das entscheidet sich daran, ob sich genügend Menschen finden, die zu den Gefahren und Versuchungen eine innerlich positiv gewendete Stellung zu finden vermögen. Ich habe den Glauben daran, daß das möglich sein wird, nicht aufgegeben. Wir leben in einer Zeit voller Chancen und voll von Höhepunkten menschlicher Leistung, aber auch voller Gefahren und Versuchungen. Man kann eigentlich nur sagen: Wachet und merket, um was es geht. Daß die Mehrheit dies erkennen wird, wage ich nicht zu behaupten, aber ich hoffe, daß doch eine so ansehnliche Zahl von Menschen wach wird und merkt, was auf dem Spiele steht, daß schließlich doch das Richtige und Notwendige geschehen wird. Aber es hängt an jedem Einzelnen, und sein Verhalten ist entscheidend, darin liegt auch seine Verantwortung.

Frauen an der Arbeit

Jahresbericht 1964 des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Heute wird viel über die böse Welt geklagt, und es gibt Menschen, welche nur die negativen Kräfte am Werke sehen. Diesen sollte der Jahresbericht des Bundes Schweizerischer Frauenvereine in die Hand gedrückt werden können, der sie von der Unrichtigkeit ihres Meinens überzeugen müßte. Hier wird berichtet von wertvollster Aufbauarbeit, welche sich in aller Stille ohne Lärm vollzieht. Auf allen Gebieten menschlichen Lebens wird um Fortschritt und Aufbau gerungen. So befaßt sich der Bund Schweizerischer Frauenvereine mit Berufs- und Rechtsfragen, mit Fragen der Sozialversicherung und des sozialen Lebens, mit Problemen